

# Ein Drahtseilakt

Die klare Luft, die gewaltigen Berge – orthodoxe Juden lieben die Schweiz als Urlaubsziel. Aber das stößt dort nicht immer auf Gegenliebe. Unterwegs in Davos mit einer Mediatorin, die versucht, Missverständnisse auszuräumen

VON ISABEL PFAFF

Die Bergsonne brennt, die gemähten Wiesen duften, die Sommerrodelbahn glänzt. Am Drehkreuz ist viel los, die kleinen Jungs mit den Schläfenlocken können nicht genug bekommen. Einer nach dem anderen lassen sie sich in den kleinen Bobs nach oben ziehen und brettern kurz darauf den Berg hinunter. Die Mädchen in Wollkleidern und Strumpfhosen wollen auch: Eine vielleicht Dreijährige besteigt den Bob. Als sie mit zerzausten Locken und strahlendem Gesicht unten ankommt, möchte sie gleich wieder nach oben.

Davos im August, ein warmer Tag auf der Schatzalp. Ein paar Wanderer in neonfarbener Funktionskleidung bleiben stehen, um den Rodlern zuzuschauen. Doch die mit Abstand meisten Gäste sind streng orthodoxe Juden, erkennbar an ihren schwarzen Anzügen, Hüten, Vollbärten, langen Röcken. Für sie hat die Urlaubssaison begonnen: Nach dem Fast- und Trauertag Tischa Be'Aw fahren viele strenggläubige jüdische Familien in die Sommerferien. Und die, das fällt sofort auf, wenn man in diesen Tagen durch Graubünden fährt, verbringen sie gerne in Arosa, St. Moritz oder eben Davos. Für ein paar Wochen verändert sich dann das Straßenbild dort radikal: Es erinnert plötzlich ein bisschen an Brooklyn oder wenigstens an Wiedikon, jenen Zürcher Stadtteil, in dem viele streng orthodoxe Familien leben. An die 5000 jüdische Touristen, so schätzen die Davoser Tourismusverantwortlichen, reisen jeden Sommer in das berühmte Bergdorf.

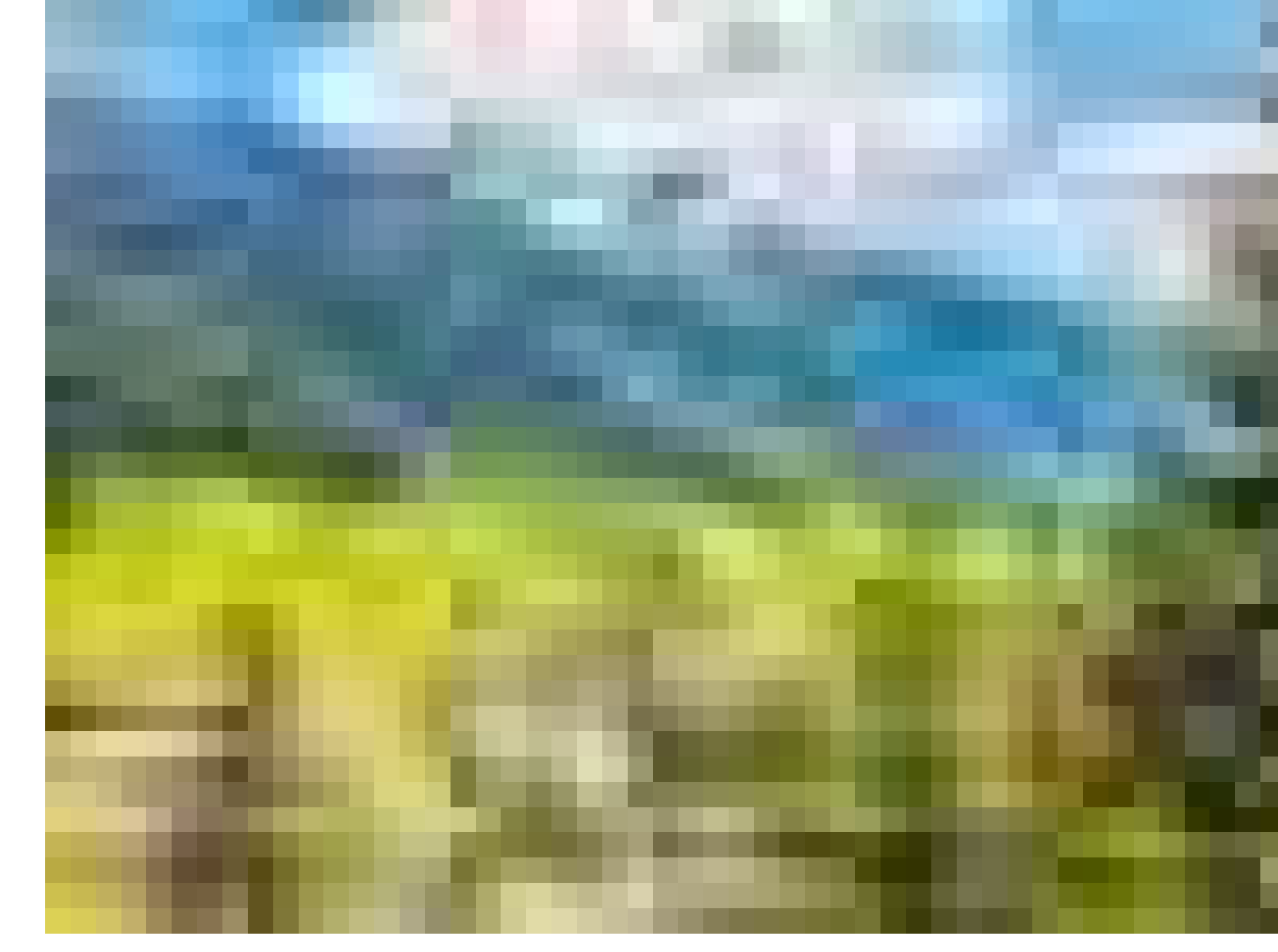
## Im Ort gibt es mehrere Gebetssäle, dazu koscher geführte Hotels

Wie beliebt Bündner Ferienorte bei orthodoxen Juden sind, erfuhr die Welt im Sommer 2017. Da erlangte ein Aushang in einem Hotel in Arosa internationale Berühmtheit: „An unsere jüdischen Gäste: Bitte duschen Sie, bevor Sie schwimmen gehen.“ Und: „Wenn Sie die Regel brechen, bin ich gezwungen, den Pool für Sie zu schließen.“ Der unfreundliche Zettel schaffte es in Medien in Israel, Großbritannien und den USA. Plötzlich war klar: Die Affinität vieler Juden zu Graubünden stößt nicht nur auf Gegenliebe. Und gleichzeitig setzte der Aushang einen Prozess in Gang, der die jüdische Urlaubssaison in den Schweizer Alpen verändert hat.

„Hm, keine koschere Eissorte.“ Iris ist nicht zufrieden. Sie steht vor dem Kiosk auf der Schatzalp, Sonnenbrille, Kurzhaarschnitt, rotes Poloshirt. Immerhin: Es gibt Wassereis, das ist für viele akzeptabel. Neben dem Kiosk sitzen zwei junge Frauen in langen Kleidern und essen mitgebrachte Sandwiches. Ob sie hier schon mal Eis gekauft haben, fragt Iris auf Englisch. Die beiden schütteln den Kopf. Dann fragen sie mit britischem Akzent zurück, ob Iris auch im Urlaub sei? „Nein“, sagt sie, „ich bin hier, um zu beraten und um Missverständnisse aus dem Weg zu räumen.“

Iris, 75 Jahre alt, ist Schweizerin, praktizierende Jüdin – und Vermittlerin. Seit ein paar Jahren kommt sie aus Basel jeden Sommer für zwei Wochen in die Bündner Berge, dann, wenn sich auch viele orthodoxe Juden aus Israel, Belgien, Großbritannien und den USA hierhin aufmachen. Sie schätzen die kühlen Sommer im Gebirge, dass sie dabei häufig dieselben Orte ansteuern, hat mit ihrem Glauben zu tun: Für das gemeinsame Gebet müssen mindestens zehn Männer anwesend sein.

Wenige Schweizer Ferienorte verfügen allerdings über so viel jüdische Infrastruktur wie Davos. Hier gibt es ein halbes Dutzend Gebetssäle, einen Ort für das rituelle jüdische Tauchbad, die Mikwe, und – zumindest in der Hochsaison – mehrere koscher geführte Hotels und koschere Produkte in den Supermärkten. Eine Tradition



on, die offenbar historisch gewachsen ist: Im frühen 20. Jahrhundert schon gab es in Davos ein Sanatorium für jüdische Lungenerkrankte.

„Likrat“ steht auf Iris' Poloshirt, Hebräisch für „aufeinander zugehen“. Die Baslerin will dazu beitragen, dass es nicht mehr zu solchen Aushängen kommt wie in Arosa. Oder zu einem Brief wie dem, den der Davoser Tourismusdirektor ein Jahr später, 2018, an jüdische Vertreter geschickt hatte: Der Tourismus-Chef beklagte sich darin über das Verhalten vieler jüdischer Gäste, berichtete von Beschwerden anderer Touristen. Um in den Bergen zurückgelassene Windeln ging es da, um Probleme mit der Gästekarte, die überdurchschnittlich oft als verloren gemeldet würde, sogar um die Notwendigkeit des Grüezi-Sagens. „Ein Teil dieser Gäste will die Destination Davos Klosters im Sommer künftig sogar meiden“, schrieb der Tourismus-Chef. Da schaltete sich der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) ein, das Sprachrohr der jüdischen Gemeinden in der Schweiz. Und zwar auf ziemlich konstruktive Art: Inzwischen gibt es vom Gemeindebund erstellte Broschüren, eine für die jüdischen Gäste, in der erklärt wird, warum man in der Schweiz Gebührensäcke für den Müll kaufen muss oder das Baden in T-Shirts nicht gern gesehen wird. Und eine für die Schweizer Gastgeber, entstanden in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Hotelierverband, in der zum Beispiel steht, warum streng orthodoxe Juden in normalen Restaurants fast nichts essen können oder sie ungern am Samstag an- oder abreisen.

Auch dass Iris gerade zwei Wochen in Davos verbringt, geht auf die Initiative des SIG zurück. Der Verband beschloss 2019 kurzerhand, sein bereits etabliertes Verständigungsprojekt „Likrat“ im Sommer für ein paar Wochen in die Berge zu verle-

Schon im frühen 20. Jahrhundert gab es in Davos ein Sanatorium für jüdische Lungenerkrankte, etwa 5000 jüdische Touristen reisen jedes Jahr in das Bergdorf. Iris, 75, versucht bei Konflikten zu vermitteln. „Likrat“ steht auf ihrem Poloshirt, hebräisch für „aufeinander zugehen“ (unten). FOTOS: IMAGO/YAY IMAGES, ALAIN PICARD



gen. Bis dahin hatte Likrat vor allem an Schulen stattgefunden: Jüdische Schülerinnen und Schülern stellten sich da den Fragen der anderen Kinder und Jugendlichen. Bald entstand „Likrat Public“, ein Spin-off, bei dem erwachsene Juden in Firmen oder Krankenhäuser gehen und erklären, um das Miteinander zwischen den jüdischen Kunden oder Patienten ankommt.

So hat auch Iris angefangen: Die 75-Jährige, die bis zu ihrer Pensionierung in der Pharmaindustrie gearbeitet hat, war schon in allen Krankenhäusern ihrer Stadt und hat dort aufgeklärt und beraten. Nun ist sie bereits zum vierten Mal in den Bergen, um das Miteinander zwischen den Einheimischen und den jüdischen Touristen zu verbessern. In Davos sind sie zu zweit,

ein weiterer Vermittler ist im Saatal im Wallis stationiert. Dazu kommen mobile Einsätze in anderen Ferienorten wie Arosa, Crans-Montana oder Grindelwald. Zusätzlich bietet der SIG auch telefonische Beratungen an, wenn es irgendwo brennt. Es ist ein umfassendes Dialogangebot, das der jüdische Gemeindebund den Urlaubsorten macht.

Für Iris sind es intensive Wochen. Sie wohnt in einer Ferienwohnung, zieht frühmorgens los, kommt spätabends erst zurück. Betritt Geschäfte, Cafés, Restaurants, stellt sich vor, fragt, ob sie helfen oder erklären kann. Manchmal melden sich auch die Leute bei ihr, wenn sie Rat im Umgang mit jüdischen Gästen suchen, Vermieter von Ferienwohnungen zum Bei-

spiel. „Ich glaube, mit Aufklärung und Dialog kann man sehr viele Vorurteile abbauen“, sagt Iris. Wer mit ihr in Davos unterwegs ist, begreift schnell, warum sie diese Arbeit gerne macht. Sie ist freundlich, aber zurückhaltend. Wenn sie dann mit jüdischen oder anderen Touristen ins Gespräch kommt, hat sie mit keiner Frage ein Problem, ist geübt im Erklären. Einmal hört sie einen Mann mit Kippa und schwarzem Vollbart Schweizerdeutsch reden. Sie beobachtet ihn eine Weile, geht dann auf ihn zu, fragt, ob sie ihm eine Frage stellen darf. Der Mann aus Zürich nickt freundlich, seine Söhne gruppieren sich neugierig um die beiden herum. Wie es ihm hier gehe, irgendwelche negativen Erlebnisse? Er verneint und erzählt, dass seine Familie schon seit Generationen nach Davos komme. „Ich habe schon meine Bar Mizwa hier gefeiert, und demnächst ist der hier dran“, sagt er und nimmt einen der Jungen bei der Schulter. Als Iris erklärt, wer sie ist und warum sie hier vermittelt, muss er grinsen. „Jüdische Touristen haben das Klopapier aus dem Restaurant eingesteckt? Würde mir nicht direkt einfallen.“

Iris selbst lebt modern orthodox, hält Schabbat und arbeitet deshalb von Freitag- bis Samstagabend nicht, sie isst koscher, trennt also alles Milchige von Fleischigem. Antisemitismus? Kennt sie, natürlich, obwohl er ihr in der Schweiz eher selten begegnet. Auch nicht hier in den Bergen? Iris zögert. „Da gibt es schon manchmal abhaut, frisch geschoren und geboostert, versteht sich. Noch irritierender das nächste Bild: „Yoga, Hecke schneiden, Friseur, Auffrischungsimpfung.“ Welche Irre soll das sein, die nach dem Yoga erst ihrer Hecke einen Schnitt verpasst, dann sich

und Vermittler ist bemerkenswert. Iris hält den Ansatz für richtig. „Ich glaube, wir konnten durch unsere Arbeit viele Krisensituationen vermeiden. Missverständnisse können eine Situation aufschaukeln, die eigentlich gar nicht so schlimm ist.“ Doch wer sich – ohne die Likrat-Freiwilligen – ein bisschen in Davos umhört, muss sich fragen, ob die Dialogbereitschaft eigentlich angebracht ist.

„Sie benehmen sich ganz gut“, meint der Mann, der die Sommerrodelbahn auf der Schatzalp bedient, über seine jüdischen Kunden. „Nur die Kinder bescheißen halt immer wieder mit ihrem Alter.“ Eine Souvenirverkäuferin räumt zwar erst mal ein, dass es in jeder Touristengruppe schwarze Schafe gebe.

Aber dann legt sie los: Erst erzählt sie von den zwei jüdischen Mädchen, die sie beim Klauen erwischte hätte. Dann von der Rabattecke im Laden, die ihre Schwester, die Besitzerin, irgendwann mit „Koscher-Ecke“ überschrieben hat. Auf dem Ladentisch liegt ein Mousepad mit leicht bekleideten Frauen drauf – extra für die frommen jüdischen Männer, wie die Verkäuferin kichernd erzählt. „Und dann halt dieses Nichtgrüßen. Am Ende der drei Wochen bin ich's einfach leid, dass die nicht Grüezi sagen können!“ Ob sie vom Likrat-Projekt schon gehört habe? „Ja, aber bisher haben wir die nicht gebraucht.“

## Eine Souvenirverkäuferin behauptet, zwei jüdische Mädchen hätten bei ihr geklaut

Ist das, was Iris und die anderen Freiwilligen machen, am Ende eine Alibi-Übung, bequem vor allem für Einheimische, die in ihren alten Mustern verharren wollen? In der Davoser Touristeninformation jedenfalls liegen die Broschüren für jüdische Gäste, die es auf Englisch, Französisch, Hebräisch und Jiddisch gibt, nicht offen aus. Erst als man danach fragt, kramt die Frau am Schalter sie hervor. Die jüdischen Touristen hätten sie selten mitgenommen, als sie auslagen, rechtfertigt sich der Leiter. Zudem habe man nicht die Kapazitäten, die Broschüren zu verteilen. Echtes Interesse an Verständigung klingt anders.

Iris lässt sich von solchen Geschichten nicht entmutigen. Sie ist überzeugt, dass ihre Arbeit etwas bringt. Und sie hat auch einen Beweis: den Kiesplatz zwischen Restaurant und Kiosk auf der Schatzalp. Dort stehen sieben schwere Holzbänke. Jüdische Frauen mit Kinderwagen machen an jenem Augusttag dort Essenspause, weißbärtige Männer ruhen sich aus. Auf einer Bank fläzen Kinder in der Sonne und malen. „Ich hab so Freude an diesem Picknickplatz!“, sagt Iris. Immer wieder hörte sie Restaurantbetreiber klagen, dass die großen jüdischen Familien viele Sitzplätze blockierten, nur ein oder zwei Getränke bestellten und dann ihr mitgebrachtes Essen auspackten. Iris schlägt ihnen dann genau das vor, was auf dem Kiesplatz zu sehen ist: einen Picknickplatz ohne Konsumzwang. „So kann das funktionieren“, sagt Iris zufrieden.

Zurück unten im Dorf will die Vermittlerin noch zu einem der großen Davoser Supermärkte, „da gibt es im August ein größeres koscheres Angebot als in Basel“. Tatsächlich schlendert vor allem jüdische Kundschaft durch die Gänge, dabei sind die provisorischen Regale mit den koscheren Produkten fast leer gekauft. Von den eingeschweißten Würsten sind nur noch ein paar da, Aufschnitt ist praktisch alle, die Mohnzöpfe für den Schabbat auch. „Während der drei Augustwochen müssen wir hier jeden Tag auffüllen“, sagt ein Mitarbeiter.

Iris fragt eine israelische Mutter und ihre zwei erwachsenen Söhne, wie es ihnen gefällt in Davos. Die drei lächeln, sagen, dass sie es sehr genossen haben, es ist ihr letzter Tag. Als Iris sich vorstellt und von ihrer Arbeit erzählt, sagt die Mutter: „Thank you.“

## Eine unendliche Geschichte

In Bayern werden gerade flächendeckend To-do-Listen plakatiert, ein Punkt darauf: die Auffrischungsimpfung. Warum das keine gute Idee ist

Handyvertrag wechseln. Dieser Punkt steht seit Jahren auf der eigenen To-do-Liste. Sie sich bei verschiedenen Anbietern informieren ist nicht kompliziert, aber eben auch nichts, auf das man Lust hat an einem freien Nachmittag. Außerdem muss man sich eigentlich auch nicht mehr darum kümmern, es steht schließlich auf einer To-do-Liste. Dort ist es mindestens so gut aufgehoben wie ein altägyptisches Tempelrelief in einer perfekt temperierten Museums-vitrine. Und wird es 2022 nicht erledigt, bekommt es immerhin einen Platz ganz oben auf der 2023er-Liste!

Eine solche Zusammenstellung funktioniert dabei wie ein Staubsauger im Kopf: Einmal notiert ist erst mal wegsortiert. Um den nicht abebbenden Gedanken- und Aufgabenstrom umzuleiten, gibt es unzählige Möglichkeiten. Die einen setzen auf Planungs-Apps in Steuerberater-, Blumenliebhaber- oder Minimalisten-Optik, die anderen kritzeln in Notizbücher, auf Schreibblöcke oder den Fetzen aus dem Altpapier, um bald all das anzugehen, was das Digital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München Jägliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

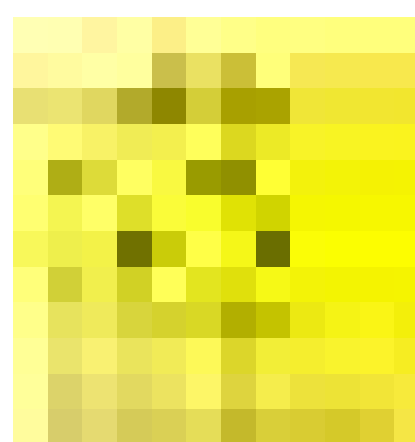
Leben so von einem will. Das bayerische Gesundheitsministerium hat für seine aktuelle Booster-Kampagne „Na sicher“ klassische Post-its in Gelb, Grün, Pink gewählt. Nach dem Hashtag „Ärmel hoch“ sieht man jetzt auf Plakatwänden und Litfaßsäulen gekritzelte To-do-Listen, ein Punkt darauf ist immer: die Auffrischungsimpfung.

### To-do-Listen wachsen wie Indisches Springkraut im Garten – sie sind schwer kontrollierbar

Nichts schöner, als sich den Alltag auf die Schnelle ein bisschen übersichtlicher zu gestalten. Und nichts schöner als die Vorstellung, irgendwann mal einen der vielen Punkte durchzustreichen oder zu löschen. Nur dazu wird es mit großer Sicherheit nicht kommen. Denn bei dem Gedanken ans Erledigen bleibt es meist auch. Den Handyvertrag wechseln? Gern im nächsten Leben.

Machen wir uns nichts vor, To-do-Listen wachsen wie Indisches Springkraut im Garten, aber sie kennen kein Ende, denn es gibt schlicht keins. Was einmal dort steht, bleibt für immer unerledigt. Einzige Ausnahme: der Einkaufszettel. Schließlich bekommt der eifrigste To-do-Lister, ein Schieber irgendwann mal Hunger. Die Uni Müns-ter, die eine Prokrastinationsambulanz führt mit Gruppentraining und Psychotherapie, nennt das Aufschieben von Tätigkeiten ein Alltagsphänomen und erklärt: „In einer Studie gaben nur zwei Prozent der Menschen an, niemals aufzuschieben.“ Der Rest schreibt To-do-Listen.

Genau aus diesem Grund ist die aktuelle Impfkampagne ziemlich gewagt. Weiß im bayerischen Gesundheitsministerium denn niemand, dass eine Liste abarbeiten zu wollen, ein ähnlich fragiles Vorhaben ist, wie Gas jenseits von Russland zu beschaffen? Viel eher müsste es doch heißen: Wer die Auffrischungsimpfung auf seine To-do-Liste schreibt, riskiert seine Gesundheit.



Ein Motiv aus der Kampagne: Den Kilofrust auf der Wiesn ertränken und dafür das Konto plündern.

FOTO: NA-SICHER, BAYERN

Erschwerend kommt hinzu, dass diese Kampagne versucht, witzig zu sein. Anhand der Post-its soll man nämlich eine vage Ahnung davon bekommen, wer sie geschrieben hat. Beim Lesen fragt man sich dann allerdings schon, welche Vorstellung die bayerische Landesregierung eigentlich von der Bevölkerung hat.

### Wenn sich der gute Bayer nicht ums Haarschneiden kümmert, legt er Sauerbraten ein

„Morgen: Kündigung, Haare ab, Nepal buchen, Auffrischungsimpfung.“ Hier haben wir also den frustrierten Angestellten, gerade getrennt, der die Schnauze voll hat von Bayern, und deswegen nach Kathmandu abhaut, frisch geschoren und geboostert, versteht sich. Noch irritierender das nächste Bild: „Yoga, Hecke schneiden, Friseur, Auffrischungsimpfung.“ Welche Irre soll das sein, die nach dem Yoga erst ihrer Hecke einen Schnitt verpasst, dann sich

selbst und anschließend mal eben zum Boostern flitzt?

Wenn sich der Bayer nicht gerade ums Haarschneiden kümmert, macht er laut Ministerium seine Steuer, wechselt die Räder, legt einen Sauerbraten ein (ja, auch das steht auf einer Liste, in dieser Reihenfolge!) oder probiert sich durch die Betten: „Diese Woche: Auffrischungsimpfung. Carlos daten. Britta daten. Schauen mer mal.“ Am ärgsten ist jedoch der Abriss, auf dem steht: „Auffrischungsimpfung, Dirndl umnähen, Sparbuch auflösen, Wiesnstart“, also die junge Frau – sofern man die Handschrift richtig interpretiert –, die während der vergangenen zwei Corona-Jahre kräftig zugenommen hat und sich ihren Frust jetzt erst mal auf der Wiesn schönäuft und dafür ihr Sparbuch opfert. Na prima.

Was am Ende von allen den Listen bleibt? Am ehesten die Erkenntnis, das mit der Impfung bloß nicht auf einen Zettel zu schreiben, der dann irgendwo vergammelt, sondern einfach: impfen gehen.

JULIA ROTHHAAS